Möglichkeiten konfessioneller Koexistenz

In protestantischer Sicht

von Prof. Karl Barth

sfd. Der Begriff «konfessionelle Koexistenz» — Koexistenz heisst: «Mit-Dasein» — meint offenbar mehr als ein blosses Nebeneinander der katholischen und der protestantischen Kirchen und ihrer Glieder, der katholischen und protestantischen Christen. Er meint: ihr Miteinander auf Grund eines ihren verschiedenen Konfessionen (ihres Bekenntnisses hinsichtlich ihres Glaubens, Denkens, Gottesdienstes, Kirchenrechts und praktischen Lebensstils) Gemeinsamen.

Da wäre also noch keine konfessionelle Koexistenz, wo sie sich als verschieden orientierte Gruppen von gleichberechtigten Menschen und Bürgern bloss gegenseitig dulden («Tolerieren») d. h. sich im Besitz und in der Ausübung ihrer verschiedenen Konfessionen nur eben gewähren lassen würden. «Dulden» können und sollen sich ja in der rechtsstaatlich geordneten Gesellschaft auch die verschiedenen Klassen, Parteien, wirtschaftlichen und kulturellen Interessengemeinschaften, Fussballklubs usw. Konfessionelle Koexistenz setzt voraus: ein den protestantischen und katholischen Christen als solchen (nicht nur allgemein menschlich und bürgerlich!) vor Augen stehenden und bewussten Gemeinsamen. «Konfessionelle Koexistenz» wäre da, wo sie in ihrer Verschiedenheit auf Grund und angesichts dieses Gemeinsamen nicht nur nebeneinander, sondern miteinander existieren. Mit einem bloss tolerierenden Nebeneinander werden sich auf beiden Seiten nur die Lauen und Liederlichen zufrieden geben können. Gegenstand ernsten Fragens kann nur sein: «konfessionelle Koexistenz» als echtes Miteinander der Konfessionen.

Sie ist heute insofern möglicher als noch vor 50 Jahren, als inzwischen auf beiden Seiten mindestens bestimmte mehr oder weniger repräsentative Kreise entstanden sind, in denen man eben um die Erkenntnis des bei aller Verschiedenheit Gemeinsamen bemüht ist.

Mindestens in diesen Kreisen weiss man heute besser als früher darum, dass es auch in der Konfession der Gegenseite eine Mitte gibt — «Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber» — in der man sich bei aller Verschiedenheit der theoretischen und praktischen Interpretation dieses Satzes mit ihr zusammenfindet.

Mindestens in diesen Kreisen kennt man heute die Besonderheiten der Gegenseite darum besser, weil man gelernt hat, auf das zu hören, was dort zu ihrer Erklärung und Begründung von jener Mitte her vorgebracht wird. Man redet insofern gerade im Blick auf diese trennenden Besonderheiten nicht mehr so gänzlich aneinander vorbei, wie es früher der Fall war. Man beginnt heute da und dort ernstlich miteinander, statt nur gegeneinander zu reden.

Mindestens in diesen Kreisen versteht man heute auch die Unerbittlichkeit besser, in der die Gegenseite an bestimmten Merkmalen ihrer Konfession durchaus meint festhalten zu sollen. Zwei Beispiele aus vielen möglichen ausgewählt:

1. Es gibt heute Protestanten, die es zwar bedauern, es aber zu verstehen meinen, dass die katholische Kirche im Blick auf eine künftige Einigung über die Bedingung der Unterwerfung aller Christen unter die Autorität des römischen Stuhls nicht mit sich reden lassen will. Und es scheint heute Katholiken zu geben, die es zwar bedauern, es aber zu verstehen meinen, dass und warum gerade diese Bedingung für die Protestanten schlechthin unannehmbar ist.

2. Es gibt heute Protestanten, die es zwar bedauern, die es aber zu verstehen meinen, dass die katholische Kirche in der Frage der Anerkennung von sogenannten Mischehen auf der Forderung des Versprechens katholischer Kindererziehung bestehen will. Und es scheint heute Katholiken zu geben, die es zwar bedauern, die es aber ihrerseits verstehen, dass man auf protestantischer Seite ein solches von protestantischen Christen abzugebendes Versprechen unter keinen Umständen gutheissen kann.

Mindestens in diesen Kreisen gibt es heute — auf Grund der Erkenntnis der beiden Seiten gemeinsamen Mitte, auf Grund besserer Kenntnis der Eigentümlichkeiten der Gegenseite, auf Grund beiderseitigen Verstehens auch da, wo ein Nachgeben auf keiner Seite in Frage kommen kann — eine ernste Willigkeit und Bereitschaft, sich selber wohl ernstlich als Katholiken hier, als Protestanten dort zu verstehen und zu verhalten: in Treue zu ihrer Sache und zu ihrem Ort aber als evangelische Katholiken und als evangelische Protestanten.

Mindesten in diesen Kreisen gibt es heute schon «Möglichkeiten konfessioneller Koexistenz». In diesen Kreisen glaubt und lebt man bei aller Verschiedenheit und der kirchlichen Trennung zum Trotz, heute schon miteinander.

Die Frage einer Erweiterung dieser Möglichkeiten entscheidet sich daran, ob diese Kreise sich auf beiden Seiten vergrössern, allenfalls zur Mehrheit werden, allenfalls hier wie dort in die Führung kommen sollten. Dass das geschehen wird, lässt sich erhoffen, aber nicht voraussagen. Und erst weit jenseits solcher konfessioneller Koexistenz könnte dann gar von konfessioneller Einigung ernstlich gesprochen werden.

Die Brennzange

Die Steilhänge waren kaum vom Licht des jungen Tags berührt, als Schwery Johannes von der italienischen Grenzstadt her gegen die Alp nahe der Schweiz stieg. Er trieb eine Herde Schafe vor sich hin, die er am Vorabend in Domo gekauft hatte; teure Schafe mit dicken Leibern und krausen Fellen. Bei der alten Hütte mit dem Dach aus Steinplatten und der niederen Türe hielt er an und drängte die Tiere in den Stall. Dann schaute er nach den grossen Matten, hinüber zu den Moränen und hinunter zur Schlucht; und er sah zum Grat empor, der sich — zackig und einsam — unter dem bewölkten Himmel von den Gletschern her nach dem Monte Tosso hin zieht.

«Zwischen Malgrande und Confine hocken sie immer», knurrte der Bauer und holte einen Feldstecher aus der Rocktasche. Seine Augen sogen sich am Saumpfad entlang, starrten in die Runsen und musterten bald hier, bald dort eine Stelle, wo das karge Gras schon früh zu dorren beginnt.

Schwery schob den Feldstecher wieder in die Tasche und stakte durch einen Fliegenschwarm in den Stall. Eine gute Stunde danach trat er wieder vor die Hütte, liess die Schafe ins Freie und ging auf dem ausgewaschenen Steinweg über den Grat in die Schweiz.

Allein, ohne Herde.

Als es Abend war, und im «La Poste» die ersten Bauern ihren Wein tranken, war Schwery auch dabei. Dass er aber eine Runde vom Besten auftischen liess, war allen beinahe wie ein Wunder vorgekommen.

«Was ist in dich gefahren?» krächzte Imbodens Knechtlein, «hast deine Alte fortgejagt, oder ...»

«Halt dein Maul!»

«Meinetwegen», fuhr Zumkemi fort und schlürfte aus dem bauchigen Glas. «Sonderbar ist es gleichwohl. Da schaut er immer auf den Rappen und ausgerechnet heute will er ...»

«Sollst schweigen, habe ich gesagt!»

Es kam nicht zum Streit. Noch ehe sich der Schreiner Imseng von seinem Stuhl erhob, trat ein Gast in die Wirtsstube und setzte sich an den runden Eichentisch.

«Guten Abend.»

«Abend, Gsponer.»

Der neue — im Dorf nannten sie ihn den «Grünen» — dieser also lauschte zuerst dem Gespräch der andern. Und als er den rechten Augenblick wusste, neigte er sich leicht zur Seite.

«Glück gehabt.»

«Was, Glück gehabt?» fragte Schwery, wie vom Donner gerührt. Gsponer schmunzelte.

«Als ich heute über den Gungelboden der Grenze entlang schritt, da hörte ich von drüben jemanden rufen. Es war der Carabinieri vom Posten San Lorezan. Fremde Schafe seien über die Grenze verirrt.»

«Was hat das mit mir zu tun?»

«Ich ging hin, um nachzusehen; die Viecher haben dein Zeichen in den Ohren. Wir lockten sie zurück.»

Nun will der Bauer wissen, wieviele es gewesen sind.

«Dreiundzwanzig.»

«Stimmt. Muss sehen, dass ich den Weideplatz woanders wähle.»

«Aber sicher», meinte Imseng und begann zu berichten, wie oft es vorkomme, dass Schafe oder Ziegen oder gar Rinder über die Grenze laufen und von den Welschen zurückgejagt werden.

Schwery Johannes war zufrieden und bestellte eine neue Flasche mit dem klaren Saft von den Rebgeländen bei Valençon.

Man trank und schwatzte.

Gegen elf Uhr gebot der Wirt Nachtruhe, und bald verliess einer nach dem andern die Stube mit ihren Wänden aus altem, kunstvoll geschnitztem Täfer.

Draussen war es kühl geworden. Ab und zu fuhr ein Auto vom Pass her durch das Dorf und verschwand hinter der Kurve vor dem Kraftwerk.

«Sollte auch wieder einmal ersetzt werden», sagte Schwery und deutete nach dem Christus aus Gusseisen am morschen Kreuz neben der Wegabzweigung ins Obertal.

Der Grüne tat, als habe er nicht gehört.

«Du musst mit mir kommen.»

«Wohin?»

«Sei nicht albern.»

«Ich will doch wissen, was los ist!»

Hinter dem Fenster im oberen Stockwerk des Pfarrhauses stand der geistliche Herr und sah auf die Strasse hinunter. Gsponer hob die Hand an den Mützenschirm und grüsste. Die Gardinen wurden zurückgezogen.

«Der Grenzer von drüben gab mir auch deine Brennzange mit. Du hast sie in der Hütte liegen gelassen.»

Der Fluch des Bauern zerschlug sich in der engen Gasse. Dann stiegen die beiden die Treppe empor und traten in das Gebäude mit der grossen Tafel in der Mauer: «Schweizer Zoll.»

Hans R. Wenger

Vor 100 Jahren begann der amerikanische Bürgerkrieg

Punkt 4.30 Uhr am Morgen des 12. April 1861 detonierte eine gutgezielte Kanonenkugel mitten in Fort Sumter, bei Charleston in Südkarolina. Damit nahm ein Krieg seinen Anfang, den man seinerzeit überall auf der Erde mit grösster Aufmerkamkeit verfolgte, der heute aber ausserhalb der Vereinigten Staaten von Amerika weitgehend vergessen ist. Zu Unrecht. Wäre damals diese blutige Auseinandersetzung vermieden worden, gäbe es heute auf dem nordamerikanischen Subkontinent ausser den USA noch einen zweiten Bundesstaat: die CSA, die «Confederate States of America». Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich auszumalen, wie anders unter solchen Umständen die Weltgeschichte der letzten 100 Jahre verlaufen wäre — ob besser, bleibe freilich dahingestellt.

Wie kam es zu jenem Kanonenschuss auf Fort Sumter, dem ein eineinhalbtägiges Bombardement folgte? Quer durch die 33 Staaten, die um 1860 die nordamerikanische Union bildeten, ging seit langem ein immer tiefer werdender Riss. In erster Linie trennte die Sklavenfrage den dünnbesiedelten, fast ausschliesslich landwirtschaftlichen Süden von dem durch Einwanderer überschwemmten industrialisierten Norden. Sie bildete damals das grösste innenpolitische Problem der USA, an dem sich immer wieder die Leidenschaften entzündeten.

Als Abraham Lincoln Ende der fünfziger Jahre als Mitglied der neuentstandenen Republikanischen Partei nach der Präsidentenwürde strebte, liess er keinen Zweifel daran, dass — wie er es ausdrückte — «das Haus, in dem wir leben, nicht ständig geteilt sein kann». Mit andern Worten: Er hielt zwei so grundverschiedene Gesellschaftssysteme in einem Bund auf die Dauer nicht für tragbar. Nicht die unmittelbare Abschaffung der Sklaverei war sein Ziel, wohl aber eine Stärkung der Unionsgewalt gegenüber den recht selbständig gewordenen Mitgliedstaaten — was natürlich auf lange Sicht das selbe bedeuten musste.

Lincolns Wahl zum Präsidenten im November 1860, die noch dazu nur mit einer relativen und geographisch auf die Nordoststaaten begrenzten Mehrheit gegenüber zwei demokratischen Kandidaten erfolgte, kam daher für den Süden einem Fanal gleich. Südkarolina trennte sich am 20. Dezember 1860 als erster Staat von der Union. Seiner Hauptstadt Charleston war in der Hafeneinfahrt das Fort Sumter vorgelagert, dessen Räumung und Uebergabe an Südkarolina die Unionsregierung verweigerte. Weitere sechs Südstaaten verliessen daraufhin ebenfalls die Union, schlossen sich zu den Konföderierten Staaten zusammen und wählten in der neuen Hauptstadt Richmond, nur rund 160 Kilometer südlich von Washington, Jefferson Davis zu ihrem Präsidenten. Fort Sumter wurde mit Waffengewalt zur Uebergabe gezwungen, — der Krieg war da.

Die Auseinandersetzung begann mit einem Aufgebot von 75 000 Freiwilligen im Norden und 100 000 im Süden. Im vierjährigen Verlauf der Auseinandersetzung standen insgesamt 900 000 Konföderierte und etwa 1,5 Millionen Unionisten im Felde, wobei die Einwohnerzahl des Nordens 22,5 und die des Südens — vier weitere Staaten schlossen sich der Konföderation noch an — nur 9 Millionen, davon lediglich 5,5 Millionen Weisse, betrug. Dennoch verstand es der Süden, die zahlenmässige Uebermacht des Nordens lange Zeit durch grösseren Kampfgeist und bessere militärische Führung wettzumachen. Mindestens zweimal befand sich die Union dicht vor der Niederlage; zweimal flohen die bei Manassas am Run-Bach geschlagenen Unionstruppen in voller Auflösung in die Hauptstadt Washington. Jedesmal aber fehlten den grauuniformierten Konföderierten die entscheidenden Kräfte zum Nachstoss. Der Süden gewann mehr Schlachten, aber er verlor den Krieg — nicht zuletzt, weil er weder eine Flotte besass, um die Blockade seiner Häfen zu brechen, noch jene Rüstungsindustrie aufbauen konnte, über die der Norden von Anfang an verfügte. So

Zeit und Ewigkeit

Auf Fels gebaut!

HH. Einer der genialsten Erfinder, Edison, war weise genug, zu bekennen, dass niemand von seinen technischen Erfindungen lebe, sondern jeder angewiesen sei auf die Grundlagen, die Gott geschaffen, oder bildlich gesprochen: dass Gottes eigenes Tun das sichere Fundament, die Granitbasis für alles menschliche Wirken bilde und bilden müsse. Unser altes Sprichwort prägt das bündig: «Wer auf Gott vertraut, der hat wohlgebaut im Himmel und auf Erden.»

Unserer technisierten Zeit kommt langsam zum Bewusstsein, dass für das menschliche Leben und Gedeihen weder Staatsformen, Verfassungen, Wissenschaften das wichtigste sind, sondern das, was Himmel und Erde uns wachsen lassen. Ohne die Urkräfte der Schöpfung stehen alle Fabriken über kurz oder lang still. Jeder Erfinder, jeder Arbeiter muss zuerst zu essen haben. Wie wunderbar weise stellt Jesus die Bitte ums tägliche Brot in die Mitte der sieben Unservaterbitten! Es lässt aufhorchen, dass der Schweizerische Ingenieur- und Architektenverein eine Vortragstagung in Zürich veranstaltete, deren Themen um das Problem Mensch und Technik kreisten, und unumwunden gesagt wurde, unser zweckgebanntes Denken müsse wieder die Beziehung zu übersinnlichen Welten und Werten suchen, finden und pflegen.

Die heutigen Grossmächte rivalisieren um die Weltalleroberung. Das «Erdenkleid» ist ihnen zu eng geworden. Ist des Menschen Denken und Planen durch eine falsche Zielrichtung so verblendet, dass er glaubt, er brauche nur seinen Intellekt anzustrengen zur Sicherung des Lebens? Und die Gegenwart des Allmächtigen und seiner stillen schöpferischen Tätigkeit sei überflüssig geworden?

Freilich schreibt der «liebe Gott» seine Gaben nicht marktschreierisch an. Er versteckt sich sogar hinter seinen uns unentbehrlichen Werken. Die alten Griechen und Römer hatten recht, liessen sie die Götter unerkannt und verkleidet auf die Erde herabkommen. Da lässt der Allmächtige und Ewige sein Ziel nur so nebenbei aus den zeitlich begrenzten, oft gar gemeinen menschlichen Absichten und Taten erspriessen. Aber auch so gilt für alles Dasein als zuverlässiger Felsgrund das biblische Urwort: «Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.»

Dieses Gotteswort setzt die Ordnung für den Naturlauf wie für der Menschheit inneres Wesen fest. Diese Ordnung mit ihren geheimnisvollen Kräften bildet das unerschütterliche Fundament unserer Existenz. Wir befürchten die Zerstörung des Lebens durch die Erfindung und den Missbrauch der nuklearen Waffen. Als wäre nicht unsere Sonne eine milliardenfach schaurigere Zerstörungsmacht, gefiele es ihrem Erfinder, sie in lauter Sonnenfackeln zerfahren zu lassen!

Reifer und gläubiger Geist hat keinen Grund zu Pessimismus und Defaitismus. Paul Gerhardt hat mitten in dem vom dreissigjährigen Krieg verwüsteten Europa die unsterblichen Worte gefunden: «Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit!»

KBA 8117